

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Selbst ist der Mann**

**Smiles, Samuel**

**Colberg, 1886**

Dreizehntes Kapitel. Der Charakter - Der echte Gentleman.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6782**

## Dreizehntes Capitel

### Der Charakter — Der echte Gentleman

„Doch wer kann immer wirken? Nur  
Wen tausendfach Erinnern führt  
Auf Edleres, als selbst ihn ziert,  
Der gut und tapfer. Keine Spur  
Von Schein ist an ihm. Jede Pflicht  
Schmückt er mit Anmuth, die als Blüth'  
Von selbst entsproßet dem Gemüth  
Und allen strahlet hell und licht.  
Und so gebührt ihm tadellos  
Der edle Ruf des Gentleman.“ Tennyson.

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,  
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“  
Goethe.

„Was ein Land hebt, stärkt, und ihm Würde verleiht, was seine Macht ausbreitet, seinen sittlichen Einfluß bedingt, ihm Achtung und Anerkennung verschafft, ihm die Herzen von Millionen zuwendet und den Stolz anderer Völker vor ihm beugt — das Mittel, wodurch sich ein Volk Gehorsam verschafft, der Ursprung seiner Oberhoheit, die eigentlichen Abzeichen seiner Souveränität — das ist nicht die Aristokratie der Geburt, der Mode, des Talents allein, sondern die des Charakters. Dieser bildet den eigentlichen Adelsbrief des Menschen.“

Times.

**K**rone und Ruhm des Lebens ist ein edler Charakter. Er ist der edelste Besitz des Menschen und bedingt schon an sich eine hervorragende Stellung und Macht in der Zuneigung aller; jedem Stande verleiht er Würde und erhöht jede Stellung in der Gesellschaft. Er übt eine größere Macht aus, als der Reichthum, und gewährt alle Ehren, die der Ruhm verleiht, aber ohne Eifersucht

zu erregen. Er trägt einen Einfluß in sich, der nie versagt, denn derselbe ist die Folge erprobter Ehrenhaftigkeit, Rechtchaffenheit und Beständigkeit des Wesens, Eigenschaften, die wohl mehr, als irgend etwas anderes über das allgemeine Vertrauen und die Achtung der Menschen gebieten.

Der tüchtige Charakter ist die Menschennatur in ihrer besten Gestalt; er ist die im einzelnen verkörperte sittliche Ordnung. Menschen von Charakter sind nicht nur das Gewissen der Gesellschaft, sondern auch in jedem gut regierten Staat die edelste Bewegungskraft; denn es sind hauptsächlich sittliche Eigenschaften, welche die Welt beherrschen. „Selbst im Kriege“, sagte Napoleon, „verhält sich das Sittliche zum Physischen wie zehn zu eins.“ Die Macht, der Gewerbsfleiß, die Civilisation eines Volkes — das alles hängt vom Charakter der einzelnen ab und die eigentlichen Grundlagen der bürgerlichen Sicherheit beruhen auf ihm. Die Gesetze und Einrichtungen sind das Produkt desselben. Die Gerechtigkeit der Natur bedingt es, daß der einzelne, sowie ganze Völker genau nach Verdienst gemessen werden; und wie die Ursache ihre Wirkung, eben so sicher erzeugt die Charakter-Eigenthümlichkeit eines Volkes ihre entsprechenden Ergebnisse.

Wenn auch ein Mensch ziemlich wenig Bildung, eine schwache Begabung und nur geringes Vermögen besitzt, so wird er doch überall seinen Einfluß ausüben, wenn er einen tüchtigen Charakter hat. Es zeugt von Weisheit, was Canning im Jahre 1801 schrieb: „Ich muß durch meinen Charakter zur Macht gelangen; ich werde keinen andern Weg versuchen; und ich hege die bestimmte Zuversicht, daß dies vielleicht nicht der schnellste, aber der sicherste Weg ist.“ Man kann intelligente Menschen bewundern; aber es gehört noch etwas mehr dazu, um ihnen Vertrauen schenken zu können.

Es zeigte sich schlagend durch das Leben des verstorbenen Franz Horner, von dem Sydney Smith sagte, daß die Sittlichkeit ihm auf der Stirne geschrieben stand. „Seine Geschichte“, sagte Lord Cockburn, „ist geeignet jeden rechtschaffenen Jüngling anzufeuern. Er starb im Alter von 38 Jahren, nachdem er einen größeren Einfluß auf das Gemeinwesen besessen als irgendwie ein anderer Privatmann, von allen außer den Herzlosen und Niedrigen bewundert, geliebt, mit Vertrauen beehrt und beweint. Nie wurde einem hingeshiedenen Parlamentsmitgliede mehr gehuldigt. Wenn nun ein junger Mann fragt, wodurch hat er das erreicht? Etwa durch seinen Stand? Er war der Sohn eines Edinburgher Kaufmanns. Oder durch Reichthum? Weder er, noch einer seiner Verwandten hatte einen Groschen übrig. Durch sein Amt? Er bekleidete nur eins, das ohne Einfluß und sehr schwach besoldet war, und das nur wenige Jahre. Etwa durch seine Talente? Er hatte weder Talente noch Genie. Von Natur vorsichtig und langsam, war sein einziger Ehrgeiz rechtschaffen zu sein. Durch seine Beredsamkeit? Er sprach in ruhiger Weise und mit gutem Geschmack, aber ohne eine verführerische oder einschüchternde Beredsamkeit zu besitzen. Durch irgend welche bezaubernde Manier? Die Seinige war nur fehlerfrei und angenehm. Wodurch wurde es denn aber zu Wege gebracht? Nur durch seinen gesunden Verstand, Fleiß, gute Grundsätze und sein gutes Herz, — lauter Eigenschaften, an deren Erwerbung kein Mensch von guter Gemüthsverfassung zu verzweifeln braucht. Es war die Gewalt seines Charakters, die ihn hob und zwar war ihm dieser Charakter nicht von der Natur aufgeprägt, sondern von ihm selbst gebildet. Es gab viele Mitglieder des Unterhauses, die weit befähigter und beredter waren, als er; aber keines übertraf ihn in der Vereinigung eines ent-

sprechenden Theils dieser Eigenschaften mit sittlichem Werth. Horner's Bestimmung war es zu zeigen, was mäßige Anlagen, ohne irgend eine andere Unterstützung als durch Bildung und Sittlichkeit leisten können, selbst wenn dieselben sich inmitten der Concurrenz und Eifersucht des öffentlichen Lebens entfalten.“

Auch Franklin schrieb seinen Erfolg als Staatsbürger nicht seinen Talenten oder seiner Beredsamkeit zu, denn diese waren nur mäßig, sondern der bekannten Rechtschaffenheit seines Charakters. „Daher geschah es“, jagte er, „daß ich so viel Gewicht bei meinen Mitbürgern hatte. Ich war ein schlechter Redner, durchaus nicht gewandt, oft unsicher in der Wahl meiner Worte, kaum fehlerfrei in der Sprache, und dennoch setzte ich meist meine Absicht durch.“ Die Charakterfestigkeit schafft Menschen in hoher und niedriger Lebensstellung Vertrauen. Man sagte vom Kaiser Alexander I. von Rußland, daß sein persönlicher Charakter so viel werth sei, als eine Verfassung. Während der Kriege der Fronde war Montaigne der einzige Mann unter dem französischen Adel, der die Thore seines Schlosses unverriegelt ließ, und man jagte ihm nach, daß sein persönlicher Charakter ihm besseren Schutz gewähre, als ein Cavallerie-Regiment.

Daß Charakter Macht ist, ist in einem viel höheren Sinne wahr, als daß Wissen Macht ist. Verstand ohne Herz, Intelligenz ohne sittliche Führung, Gewandtheit ohne Wohlwollen sind zwar auch Mächte, aber sie können auch zum Unheil da sein. Man kann durch sie belehrt oder unterhalten werden; aber es ist bisweilen eben so schwer, sie zu bewundern, wie die Gewandtheit eines Taschendiebes oder Straßenräubers.

Wahrhaftigkeit, Rechtschaffenheit und Herzensgüte — kurz Eigenschaften, die Niemandem angeboren werden —

bilden das Wesen des männlichen Charakters oder, wie einer unserer alten Schriftsteller sich ausdrückt, „jene natürliche Treue gegen die Tugend, welche ihr auch ohne Lohn und Abzeichen dient.“ Wer diese Eigenschaften und dazu Willenskraft besitzt, hat eine Macht in sich, die unwiderstehlich ist. Er ist stark Gutes zu thun, dem Bösen zu widerstehen und Noth und Unglück zu ertragen. Als Stephan Colonna in die Hände seiner niedrigen Angreifer fiel und sie ihn höhniſch fragten: „Wo ist jetzt Deine Burg?“ antwortete er kühn: „Hier!“ und legte die Hand auf's Herz. Im Unglück zeigt sich der Charakter des Ehrenmannes am glänzendsten; denn wenn alles andere ihm versagt, so fußt er auf seine Rechtschaffenheit und seinen Muth.

Die Lebensregeln, denen Lord Erskine, ein Mann von gediegenen Grundsätzen und gewissenhafter Wahrheitsliebe, nachlebte, sind werth in das Herz jedes Jünglings eingegraben zu werden: „Es war das erste Gebot meiner frühesten Jugend“, sagt er, „immer das zu thun, was mein Gewissen mir als Pflicht vorschrieb und die Folgen Gott zu überlassen. Ich werde diese Vorschrift meiner Mutter bis an's Grab im Gedächtniß und hoffentlich auch in der Uebung behalten. Ich habe sie bisher befolgt und habe keinen Grund mich darüber zu beklagen, daß ich durch den Gehorsam gegen dieselbe zu weltlichen Opfern gezwungen worden wäre. Ich habe im Gegentheil gefunden, daß sie zu Glück und Reichtum führt und werde meine Kinder auf denselben Weg weisen.“

Jedermann ist verpflichtet nach einem guten Charakter, als nach einem der höchsten Lebensziele zu streben. Schon ein solches würdiges Streben wird ihm ein Antrieb zur Anstrengung sein; und je höher die Idee ist, die er sich von der Mannhaftigkeit macht, um so mehr wird sie diesen

Antrieb befestigen und beleben. Es ist gut Ideale zu haben, obwohl wir nicht im Stande sind, sie ganz zu verwirklichen. Disraeli sagt: „Der Jüngling, der nicht hinauf schaut, wird niederblicken und der Geist, der sich nicht in die Lüfte erhebt, hat wohl die Bestimmung auf der Erde zu kriechen“; und George Herbert hat Recht, wenn er singt

„Laß schlicht dein Wesen sein, dein Streben hoch:  
Dann zieret Demuth dich und Großmuth auch.  
Wie sink dein Geist! Es reichet höher doch  
Der Pfeil, zur Wolk' entsandt, als in den Strauch.“

Wer an sein Dichten und Trachten einen hohen Maßstab anlegt, wird sicherlich mehr leisten, als wer es nicht thut. Ein schottisches Sprichwort sagt: „Wer an einem goldenen Gewande zupft, kann einen Nermel davon kriegen.“ Wer nach dem Höchsten strebt, kann nicht verfehlen einen Punkt zu erreichen, der weit voraus von seinem Ausgangspunkt liegt; und obwohl das erreichte Ziel noch hinter dem beabsichtigten zurückliegen kann, so erweist sich doch das Streben selbst von dauerndem Nutzen.

Es giebt viele Afterbilder des Charakters; aber der echte ist schwer zu verkennen. Da es Leute giebt, die seinen Geldwerth kennen, so möchten sie gerne sich in ihn kleiden um unbedachte Menschen damit zu täuschen. Der Oberst Charteris sagte zu jemand, der sich durch Ehrhaftigkeit auszeichnete: „Ich würde tausend Pfund für Ihren guten Namen geben.“ „Warum?“ „Weil ich dadurch zehntausend verdienen könnte“, war die Antwort des Spitzbuben.

Die Rechtchaffenheit in Wort und That ist so zu sagen das Rückgrat des Charakters und treue Wahrhaftigkeit ihr wesentlichstes Kennzeichen. Eins der schönsten Zeugnisse stellte der Herzog von Wellington dem verstorbenen Robert Peel im Oberhause einige Tage nach dessen Tode aus: „Sie alle

müssen, meine Herren, ein Gefühl für den hohen und ehrenwerthen Charakter des verstorbenen Peel haben. Ich stand im politischen Leben lange mit ihm in Verbindung. Wir saßen beide im Rathe unseres Königs und ich hatte lange die Ehre seine vertraute Freundschaft zu genießen. Im ganzen Verlaufe derselben habe ich nie jemanden gekannt, auf dessen Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit ich mehr hätte vertrauen können, oder bei dem ich ein beständigeres Streben gefunden hätte, den öffentlichen Dienst zu fördern. Während der ganzen Zeit meines Umgangs mit ihm, kenne ich kein Beispiel, daß er nicht die strengste Anhänglichkeit an die Wahrheit gezeigt hätte und fand ich nie den geringsten Grund anzunehmen, daß er nicht an alles, was er behauptete, auch wirklich fest glaubte.“ Eben die hochherzige Wahrhaftigkeit dieses Staatsmannes war ohne Zweifel das Geheimniß eines großen Theils seines mächtigen Einflusses.

Es giebt eine Wahrhaftigkeit der Handlungen, wie der Worte, welche für die Rechtschaffenheit des Charakters wesentlich ist. Der Mensch muß wirklich sein, was er scheint, oder zu sein vorgiebt. Als ein Amerikaner an Granville Sharp schrieb, er habe einen seiner Söhne aus Achtung vor Sharp's großen Tugenden nach ihm genannt, erwiderte ihm dieser: „Ich muß sie bitten ihn den Lieblingsgrundsatz der Familie zu lehren, deren Namen Sie ihm gegeben, nämlich: „Versuche immer das wirklich zu sein, was du zu scheinen wünschest.“ Dieser Grundsatz wurde, wie mir mein Vater mitgetheilt hat, schon mit aller Sorgfalt und Bescheidenheit von seinem Vater, einem einfachen, redlichen Manne, geübt, dessen Aufrichtigkeit der Hauptzug seines Charakters im öffentlichen wie im Privatleben war.“ Jedermann, der ihn selbst achtet und auf die Achtung anderer Werth legt, wird den Grundsatz bethätigen, das redlich zu thun, was

er vorhat, in seiner Arbeit sein Höchstes auszudrücken, nicht zu schwindeln, sondern streng auf Rechtchaffenheit und Gewissenhaftigkeit zu halten. Cromwell sagte einmal zu Bernard, einem gewandten, aber nicht allzu gewissenhaften Advokaten: „Ich höre, Sie sind in letzter Zeit sehr schlau in Ihren Geschäften gewesen; verlassen Sie sich nicht zu sehr auf diese Eigenschaft; die Verschmitztheit kann Sie irre leiten, die Redlichkeit nie.“ Menschen, deren Worte ihren Handlungen widersprechen, gebieten nicht über die Achtung anderer und was sie sagen, hat nur wenig Gewicht; selbst von ihnen ausgesprochene Wahrheiten erscheinen aus ihrem Munde werthlos.

Der echte Charakter handelt im Geheimen wie vor den Augen der Menschen gleich rechtchaffen. Jener Knabe war gut erzogen, welcher auf die Frage, warum er nicht einige Birnen eingesteckt habe, da doch niemand dabei gewesen, der es sehen konnte, erwiderte: „Allerdings war jemand da, nämlich ich selbst, und ich habe nicht die Absicht eine unehrliche Handlung von mir selbst anzusehen.“ Das ist ein einfaches, aber höchst treffendes Bild davon, wie Grundsätze, oder das Gewissen, den Charakter beherrschen und ihm Schutz vor dem Unedlen verleihen können. So üben sie nicht nur einen geduldeten Einfluß aus, sondern sind eine thätige, das Leben regierende Kraft. Ein solcher Grundsatz wirkt auf die Charakterbildung täglich und stündlich weiter und nimmt mit jedem Augenblick an Kräften zu. Ohne diesen beherrschenden Einfluß hat der Charakter keinen Schutz, sondern ist beständig der Gefahr ausgesetzt, der Versuchung zu unterliegen und eine jede Versuchung, der man nachgegeben, eine jede noch so geringfügige unehrenhafte Handlung verursacht Selbsterniedrigung. Es ist dabei gleichgiltig, ob die Handlung Erfolg gehabt hat, oder nicht, ob sie entdeckt

wurde, oder verheimlicht blieb; der Schuldige ist nicht mehr derselbe, sondern in eine andere Person verwandelt und wird von einem geheimen Unbehagen verfolgt von eigenen Vorwürfen oder Gewissensbissen, welche sein unvermeidliches Loos sind.

Und hier möge darauf hingewiesen werden, wie sehr der Charakter durch die Pflege guter Gewohnheiten gekräftigt und unterstützt werden kann. Man hat vom Menschen gesagt, er sei aus Gewohnheiten zusammengesetzt; die Gewohnheit ist seine zweite Natur. Metastasio hatte eine so hohe Meinung von der Macht der Wiederholung von Gedanken und Thaten, daß er sagte: „Alles ist am Menschen Gewohnheit, selbst die Tugend.“ Butler hebt mit Nachdruck die Wichtigkeit einer sorgfältigen Selbsterziehung und eines festen Widerstandes gegen die Versuchung hervor, als eines Mittels, die Tugend zur Gewohnheit werden zu lassen, so daß es schließlich leichter wird gut zu sein, als der Sünde nachzugeben. „Wie die Gewohnheiten des Körpers“ sagt er „durch äußerliche Handlungen erzeugt werden, so werden auch die des Geistes durch die Ausführung innerlich praktischer Zwecke hervorgebracht, d. h. also, indem man sie ins Werk setzt oder auf sie hinarbeitet, nämlich auf die Grundsätze des Gehorsams, der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit.“ Ferner sagt Lord Brougham, indem er die große Wichtigkeit der Erziehung und des Beispiels in der Jugend geltend macht: „Ich vertraue nächst Gott in allem auf die Gewohnheit, auf welche zu allen Zeiten der Gesetzgeber, sowie der Jugenderzieher sich verlassen haben; auf die Gewohnheit, die alles leicht macht und die Schwierigkeiten auf die Abweichung von der gewohnten Bahn wirft.“ Man mache also die Mäßigkeit zur Gewohnheit und man wird die Böllerei verabscheuen; man gewöhne sich an fluge

Vorsicht und das unbedachte, wüste Treiben wird einen anwidern. Hieraus leuchtet ein, wie nothwendig es ist gegen das Einreißen einer schlechten Gewohnheit auf's Sorgfältigste auf der Hut zu sein; denn der Charakter ist immer an der Stelle am schwächsten, wo er schon einmal nachgegeben hat und es dauert lange, ehe ein wiederhergestellter Grundsatz so fest wird, wie einer, der nie gewankt hat. Es ist ein schöner Gedanke eines russischen Schriftstellers, daß er die Gewohnheit mit einer Perlenchnur vergleicht, die, wenn man sie aufknüpft, ganz und gar auseinander fällt.

Eine einmal gebildete Gewohnheit wirkt unwillkürlich und ohne Anstrengung; und erst, wenn man ihr widerstrebt, merkt man, wie mächtig sie geworden ist. Was einmal und noch einmal gethan wird, wird bald zur Fertigkeit und dann zur Neigung. Anfangs scheinen die Gewohnheiten nicht stärker, als ein Spinngewebe zu sein, aber wenn sie sich ausgebildet haben, fesseln sie wie mit Eisenketten. Die kleinen Ereignisse des Lebens erscheinen, einzeln genommen sehr unbedeutend, wie Schnee, der still in leichten Flocken fällt; aber zusammengeballt bilden diese Schneeflocken eine Lawine.

Selbstachtung, Strebbarkeit, Fleiß, Rechtschaffenheit, Selbsthilfe, sind ihrem Wesen nach Gewohnheiten und nicht Ueberzeugungen. Grundsätze sind in Wirklichkeit nur Namen, mit denen wir die Gewohnheiten bezeichnen; denn die Grundsätze sind Worte, die Gewohnheiten aber sind die Dinge selbst; sie sind Wohlthäter oder Tyrannen je nachdem sie gut oder böse sind. Daher geschieht es, daß, wenn wir älter werden, ein Theil unserer freien individuellen Thätigkeit durch die Gewohnheit aufgehoben wird, so daß unsere Handlungen etwas Schicksalartiges annehmen und wir durch die Ketten gefesselt werden, in die wir uns selbst geschlagen haben.

Es ist wirklich kaum möglich die Wichtigkeit tugend-

hafter Gewohnheiten für die Jugenderziehung zu überschätzen. Bei Kindern lassen sie sich am leichtesten bilden, und einmal gebildet dauern sie auf Lebzeiten; wie Buchstaben, die in die Rinde eines Baumes eingeschnitten sind, wachsen sie und erweitern sich mit den Jahren. „Ziehe ein Kind auf den Weg, auf dem es wandeln soll und wenn es alt wird, wird es nicht von ihm weichen.“ Der Anfang enthält schon das Ende in sich; der erste Anlauf auf der Heerstraße des Lebens bestimmt schon Richtung und Ziel der Reise; „es ist nur der erste Schritt, der Anstrengung kostet.“ „Denke daran“, sagte Lord Collingwood zu einem jungen Manne, den er lieb hatte, „daß Du, ehe Du 25 Jahre alt bist, schon einen Charakter haben mußt, der Dir für's ganze Leben zu dienen hat.“ Da die Gewohnheiten und die Charakterbildung mit dem Alter zunehmen, so wird das Einschlagen einer neuen Laufbahn immer schwerer und das Verlernen macht daher oft größere Schwierigkeiten, als das Lernen. Aus diesem Grunde hat der griechische Flötenspieler Necht, welcher denjenigen Schülern ein doppeltes Honorar abverlangte, welche früher von einem schlechteren Lehrer Unterricht erhalten hatten. Eine alte Gewohnheit zu entwurzeln ist bisweilen ein viel schmerzlicheres und schwierigeres Verfahren, als das Ausreißen eines feststehenden Zahnes. Man versuche es nur einem gewohnheitsgemäß trägen oder sorglosen Menschen oder einem Trunkenbold seine Fehler abzugewöhnen und man wird in der großen Mehrzahl der Fälle keinen Erfolg haben. Denn die Gewohnheit hat sich jedesmal so mit dem Leben verwoben, daß sie zu einem wesentlichen Bestandtheile desselben geworden ist und nicht mit der Wurzel ausgerottet werden kann. Daher bemerkt Herr Lynch mit Recht, daß es bei Weitem das Klügste ist sorgfältig auf die Bildung guter Gewohnheiten zu halten.

Selbst das Glück kann Sache der Gewohnheit werden. Man kann es sich angewöhnen die Dinge von ihrer heiteren oder von ihrer trüben Seite anzusehen und Dr. Johnson hat es ausgesprochen, daß die erstere Gewohnheit mehr werth sei, als ein Vermögen. Auch besitzen wir in höherm Grade die Fähigkeit unsern Willen so zu üben, daß er unsere Gedanken auf Dinge lenkt, die mehr zu unserm Glück und Nutzen beitragen, als ihre Gegenätze, wodurch man sich gewohnheitsmäßig Zufriedenheit, wie alles andere, aneignen kann. Und die Erziehung der Menschen zu dieser Art Freudigkeit, zu einer glücklichen und heitern Gemüthsverfassung ist wohl in vielen Fällen von noch größerer Bedeutung, als die Ausbildung vieler Kenntnisse und Fertigkeiten.

Wie man das Tageslicht schon durch eine kleine Oeffnung erblicken kann, so kann eine Kleinigkeit den Charakter eines Menschen kennzeichnen; denn er besteht ja in der tüchtigen und ehrenhaften Verrichtung kleiner Handlungen, indem sich das tägliche Leben mit einem Steinbruch vergleichen läßt, aus welchem man das Rohmaterial zu den Gewohnheiten bezieht und bearbeitet. Einen sehr bezeichnenden Prüfstein für den Charakter giebt unser Betragen gegen andere ab. Ist dasselbe gegen Vorgelegte, Untergebene und Gleichstehende angemessen, so wird es zu einer beständigen Quelle der Annehmlichkeit; denn es gefällt den anderen, weil es Achtung für ihre Persönlichkeit anzeigt und bereitet uns selbst noch mehr Vergnügen. Wie zu anderen Dingen kann sich ein jeder selbst zu einem guten Betragen erziehen, denn er kann, wenn er will, höflich und freundlich sein, wenn er auch nicht einen Pfennig in der Tasche hat. In der Gesellschaft sind sanfte Manieren, wie das ruhige Licht, welches einer ganzen Landschaft ihre Farbe giebt, und sie bewirken viel mehr, als laute oder gewaltjame, sie bahnen

sich ihren Weg in ruhiger, aber beharrlicher Weise, wie das kleine Blümchen nur durch fortgesetztes Wachsen die Erde hebt und bei Seite drängt.

Ein freundlicher Blick genügt oft schon, um Freude und Glück zu bereiten. So erwähnt z. B. Robertson aus Brighthon in einem seiner Briefe einer Dame, die ihm von der bis zu Thränen gesteigerten Dankbarkeit erzählte, in die ein armes Mädchen ausgebrochen war, dem sie, Sonntags aus der Kirche kommend, im Vorbeigehen einen freundlichen Blick zugeworfen hatte. „Welch' eine Lehre! Wie billig kann man doch Glück verbreiten! Wie viele günstige Gelegenheiten verabsäumen wir, ein Engelswerk zu thun! Ich erinnere mich, daß ich selbst traurig war, als ich es that, weiter ging und nicht mehr daran dachte und doch brachte es Sonnenschein in ein Menschenherz und erleichterte ihm für ein Weilchen die Lebenslast.“

Sitten und Manieren, die dem Leben seine Färbung geben, sind viel wichtiger, als Gesetze, welche nur ein Ausdruck derselben sind. Das Gesetz berührt uns nur hier und da, aber die Sitten sind immer um uns und durchdringen die Gesellschaft, wie die Luft, die wir athmen. Die sogenannten guten Manieren sind eben nichts weiter, als ein gutes Betragen, da sie in Höflichkeit und Freundlichkeit bestehen; und Wohlwollen muß in jedem Verkehr mit Menschen vorherrschen, soll er anders gegenseitig wohlthuend und angenehm sein. „Die Höflichkeit“, sagt Lady Montagne, „kostet nichts, und man kann sich alles mit ihr kaufen.“ Die Freundlichkeit ist äußerst billig, da sie keine Mühe und Aufopferung verlangt. Der Minister Burleigh gab der Königin Elisabeth den Rath sich die Herzen zu gewinnen, denn sie würde dadurch auch über die Beutel der Menschen verfügen. Wollte man nur der natürlichen Freundlichkeit

folgen und ohne künstlich geziertes Wesen auftreten, so würde das schon unberechenbar viel zur guten und glücklichen Stimmung der Gesellschaft beitragen. Denn die Höflichkeiten, die wie kleines Geld im Leben ausgetauscht werden, mögen zwar, einzeln genommen, ohne innere Bedeutung erscheinen, erhalten aber durch häufige Wiederholung ihren Werth und sind den freien Augenblicken oder täglich gesparten Hellern vergleichbar, die schon dem Sprichwort nach im Laufe des Jahres so wichtige Erfolge erzielen.

Die Manieren sind der Schmuck des Handelns, denn die Art, wie eine Freundlichkeit durch Wort oder That erzeugt wird, kann ihren Werth sehr erhöhen. Was man verdrießlich, oder aber in zu herablassender Weise thut, wird kaum als eine Gunst aufgenommen. Und dennoch giebt es Leute, die sich auf ihr griechgrämiges Wesen etwas zu Gute thun und sich trotz mancher guten Eigenschaft und Fähigkeit durch ihre Manieren fast unleidlich machen. Denn es fällt schwer einem Menschen gut zu sein, der einem zwar nicht gleich körperliche Verletzungen beibringt, aber doch aus Gewohnheit die Eigenliebe des andern verwundet und mit einem gewissen Stolz ihm unangenehme Dinge sagt. Andere sind wiederum so entsetzlich herablassend, daß sie nicht umhin können die kleinste Gelegenheit zu benutzen, um uns ihre Größe fühlen zu lassen. Als Abernethy sich um die Stelle als Arzt am Bartholomäus-Hospital bewarb, machte er auch bei einem Menschen dieses Schlages seinen Besuch, einem reichen Krämer, der im Verwaltungsrath des Hospitals saß. Als der große Mann hinter dem Ladentisch den großen Chirurgen eintreten sah, nahm er sofort eine herablassende Miene gegen ihn an, da er voraussetzte, daß er ihn um seine Stimme erfuchen würde. „Ich vermuthe, Sie wünschen, daß ich für Sie stimme und mich in diesem wichtigen Zeitabschnitt

Ihres Lebens für Sie verwende.“ Worauf Abernethy, ein abgezagter Feind alles blauen Dunstes und ärgerlich über diesen Ton, erwiderte: „Keineswegs! Ich wünsche für sechs Pfennige Feigen; bitte machen sie rasch und wickeln Sie dieselben sorgfältig ein; ich habe Eile!“

Sich gute Manieren anzueignen ist — obwohl es in der Ausartung leicht lächerlich und närrisch wird — höchst nothwendig für jeden, der mit anderen in Geschäftsverkehr steht. Ein leutfeliges, gutes Betragen muß sogar als wesentlich für die Erfolge eines Menschen und die Erweiterung seines Wirkungskreises angesehen werden und seine Vernachlässigung ist oft zum großen Theil Schuld daran, wenn Fleiß und redlicher Charakter es zu nichts Rechtem bringen. Man findet zwar duldsame Leute, welche die Kraft haben, mangelhafte und eckige Manieren zu ertragen und nur auf die gediegenen Eigenschaften achten; aber die Welt ist im Ganzen nicht so nachsichtig und bildet sich ihr günstiges Urtheil hauptsächlich nach dem äußeren Betragen.

Eine andere Art sich wirklich höflich zu erweisen besteht in der Berücksichtigung fremder Meinungen. Man hat von dem Professorenton gesagt, daß er nur eine zur vollen Entwicklung gelangte Geckenhaftigkeit sei, und es unterliegt keinem Zweifel, daß seine schlimmste Form zu einem anmaßlichen Starrsinn führt. Die Menschen müssen sich verschiedene Ansichten gefallen lassen und wo diese fund werden mit einander Rücksicht haben. Man kann Grundsätze und Ueberzeugungen in überzeugungstreuer und doch höchst milder Weise vertreten, ohne es zu Beleidigungen oder gar Thätlichkeiten kommen zu lassen, und unter Umständen sind Worte schlimmer als Thätlichkeiten, weil sie Wunden verursachen, die weniger leicht zu heilen sind. Hierher gehört ein lehrreiches kleines Gleichniß, das vor einiger Zeit von

einem Reiseprediger der evangelischen Allianz aus einem Orte an der Grenze von Wales zum Besten gegeben wurde: „Als ich eines Morgens früh“, sagte er, „im Nebel in die Berge ging, sah ich eine Gestalt sich den Bergabhang entlang bewegen, die so sonderbar aussah, daß ich sie für ein Ungeheuer hielt. Als ich näher kam, fand ich, daß es ein Mensch war und als ich ihm ganz nahe kam, erkannte ich meinen Bruder.“

Die natürliche Höflichkeit, welche aus aufrichtigem Herzen und wohlwollenden Gesinnungen stammt, gehört keinem Stande ausschließlich an. Der Handwerker an der Hobelbank kann sie ebensovohl besitzen, wie der Geistliche oder der vornehme Edelmann. Schwere Arbeit bedingt keineswegs nothwendigerweise rohe und grobe Manieren. In vielen europäischen Ländern zeichnen sich alle Schichten der Bevölkerung durch höfliches und gebildetes Betragen aus und beweisen, daß auch bei uns diese Eigenschaften allgemeynere Verbreitung finden könnten, ohne daß unjeren gediegnen, männlichen, Abbruch gethan würde; und sicherlich wird das eintreten, sobald durch fortschreitende Bildung der Verkehr der verschiedenen Schichten der Gesellschaft unter einander ein allgemeinerer wird. Denn die Natur hat ihre größte Gabe, die Großmuth des Herzens nämlich, keinem Rang oder Stande verjagt, sondern dieselbe allen, dem Vornehmsten wie dem Geringsten, dem Reichsten, wie dem Aermsten ausgetheilt, so daß sie unter dem Bauernfittel, wie unter dem Staatskleide angetroffen wird. So wurde der Dichter Burns einmal von einem jungen vornehmen Edinburgher darüber zur Rede gestellt, daß er einen ehrlichen Pächter auf offener Straße anredete. „Aber wie kam man so thöricht sein sich einzubilden, daß ich mich mit dem groben Rock und der schlechten Kleidung unterhalten hätte“,

rief Burns aus, „ich sprach ja mit dem Manne, der darin steckte, und der ist jeden Tag so viel werth, als Sie und ich und noch zehn andere zusammengenommen.“ Denn es giebt eine Einfachheit in der äußeren Erscheinung, welche auf den, der keine Menschenkenntniß hat, den Eindruck des Niedrigen macht, aus dem aber der Kenner stets den Charakter herausfindet.

William und Charles Grant waren die Söhne eines schottischen Pächters in der Grafschaft Inverness, den eine Fluth seiner ganzen Habe bis auf das Ackerland selbst beraubte. Der Vater und beide Söhne zogen nun südwärts in die weite Welt, um Arbeit zu suchen, bis sie in die Nähe von Bury in der Grafschaft Lancaster kamen. Von der Spitze eines Berges überblickten sie hier die sich vor ihnen ausbreitende weite Ebene und den Fluß Irwell, der sich durch das Thal schlängelte. Da sie die Umgegend gar nicht kannten und nicht wußten, welchen Weg sie einschlagen sollten, überließen sie es dem Zufall, stellten einen Stock auf die Erde und kamen überein, die Richtung einzuschlagen, nach welcher derselbe fallen würde. So ließen sie ihre Weiterreise entscheiden und erreichten das in der Nähe befindliche Dorf Ramsbotham. Hier fanden sie Beschäftigung in einer Kattendruckerei, in der William seine Lehrzeit durchmachte und sie sich alle ihren Arbeitgebern durch Fleiß, Mäßigkeit und strenge Rechtlichkeit empfahlen. Sie arbeiteten weiter und verbesserten allmählich ihre Lage, bis sie endlich selbst Arbeitgeber wurden und nach einer langen Reihe von Jahren, in denen sie sich fleißig, unternehmend und wohlwollend erwiesen, reich und von allen, die sie kannten, geachtet dastanden. Ihre Baumwollfabriken und Kattendruckereien gaben reichliche Beschäftigung, so daß das Thal in Folge ihrer richtigen Leitung des Gewerbefleißes

bald von munterer Thätigkeit und dem Reichthum einer großen, gesunden Bevölkerung erfüllt war. Von ihrem übergroßen Reichthum steuerten sie freigebig zu allen guten Zwecken bei, z. B. zum Kirchenbau, zur Gründung von Schulen, und beförderten in jeder Weise die Wohlfahrt der Arbeiter, aus deren Reihen sie selbst hervorgegangen waren. Später errichteten sie auch zur Erinnerung an das Ereigniß, das den Ort ihrer Niederlassung bestimmt hatte, einen hohen Thurm auf der Spitze jenes Berges. So wurden die Gebrüder Grant weit und breit durch ihre verschiedenen humanen Bestrebungen bekannt, und man erzählt sich, Dickens habe sie im Auge gehabt, als er den Charakter der Gebrüder Cheeryble zeichnete. Unter vielen ähnlichen Anekdoten möge hier nur eine folgen, um zu beweisen, daß er in diesem Falle ihren Charakter nicht übertrieben dargestellt hatte. Ein Lageraufseher in Manchester gab eine sehr höhnische Flugchrift gegen die Gebrüder Grant heraus, in welcher er den älteren unter dem Namen „Willh Knopf“ dem allgemeinen Spott Preis gab. Als dieser von dem Inhalt derselben in Kenntniß gesetzt worden war, bemerkte er kurz, der Mann würde das noch bereuen. „Ach!“ erwiderte der Verfasser der Schmähschrift auf die Mittheilung dieser Aeußerung, „er denkt wohl, daß ich irgend einmal in sein Schuldbuch gerathen werde, aber davor werde ich mich wohl hüten.“ Nun können aber Geschäftsleute es nicht immer vorhersehen, von wem sie ihr Geld geliehen erhalten werden und nach einiger Zeit wandte sich die Sache so, daß der Verfasser der Schmähschrift gegen die Grants bankrott wurde und durchaus der Grant'schen Unterschrift zu einem Zeugniß bedurfte, ohne welches er nicht von Neuem ein Geschäft anfangen konnte; und obwohl er wenig Hoffnung hatte, von dieser Firma eine Gefälligkeit zu erlangen, so zwang ihn doch die dringende Noth seiner

Familie sich an dieselbe zu wenden. Er erschien also vor seinem „Willy Knopf“, erzählte seine Geschichte und legte sein Papier zur Unterschrift vor. „Haben Sie nicht einmal eine Flugschrift gegen uns geschrieben?“ fragte Herr Grant. Auf diese Frage erwartete der Bittsteller natürlich sein Gesuch abschlägig beschieden zu sehen; aber statt dessen unterzeichnete Grant den Namen seiner Firma, vervollständigte dadurch das nothwendige Dokument und überreichte es jenem mit dem Bemerkten, daß sie es sich zum Geesetz gemacht hätten nie einem ehrlichen Geschäftstreibenden ihre Unterschrift zu versagen und daß sie nie etwas von einer Unredlichkeit des Bittstellers erfahren hätten. Die Thränen traten dem Manne in die Augen. „Sehen Sie wohl“, fuhr Grant fort, „daß mein Ausspruch wahr wird, Sie würden jene Schmähschrift noch bereuen. Ich hatte ihn nicht als Drohung gemeint, sondern meinte nur, daß Sie uns einmal besser kennen lernen und den Versuch uns zu beleidigen bereuen würden!“ „Ja! wahrhaftig ich bereue ihn.“ „Schon gut! nun kennen Sie uns. Aber wie geht es Ihnen jetzt, was werden Sie anfangen?“ Der arme Teufel sagte nun, daß er Freunde hätte, die ihm beistehen würden, sobald das Zeugniß in Ordnung sei. „Aber wie sind sie mittlerweile daran?“ Die Antwort lautete, daß der Mann, da er jeden Heller seinen Gläubigern übergeben habe, gezwungen gewesen sei, seiner Familie sogar die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse zu entziehen, um das Zeugniß bezahlen zu können. „Das geht aber nicht, lieber Mann. Weib und Kind dürfen in dieser Weise nicht leiden; sein Sie so gut hier zehn Pfund von mir Ihrer Frau mitzunehmen. Lassen Sie es gut sein, weinen Sie nicht, alles wird noch wieder gut werden; bewahren Sie sich den Muth, arbeiten Sie, wie ein Mann und Sie werden sich wieder in die Höhe schwingen!“ Von

Dankbarkeit überwältigt, suchte der Mann umsonst derselben Ausdruck zu geben und verließ das Zimmer, die Hand vor dem Gesicht und schluchzend wie ein Kind.

Das Wesen des echten Gentleman ist nach den höchsten Vorbildern gebildet; denn das Wort Gentleman ist eine erhabene, ehrwürdige Bezeichnung und ist in allen Culturzuständen der Gesellschaft, wie Macht und Rang angesehen worden. „Der Gentleman bleibt immer der Gentleman“, sagte ein alter französischer General zu seinem schottischen Regiment in Roussillon „und beweist sich unfehlbar als solcher in Noth und Gefahr.“ Der Besitz dieser Eigenschaft ist an und für sich eine Würde, der unwillkürlich jeder Edle huldigt, der sich auch vor Titel und Rang nicht beugt. Sie beruht nicht auf Mode oder Manieren, sondern auf dem sittlichen Werth, nicht auf dem Besitz, sondern auf dem Charakter. Der Psalmist beschreibt den echten Gentleman als einen, „der rechtschaffen daher wandelt und Gerechtigkeit übt und spricht die Wahrheit in seinem Herzen.“

Der Gentleman ist vor allem durch die Achtung seiner selbst ausgezeichnet. Er schätzt seinen Charakter nicht nur insoweit er von andern gesehen wird, sondern vor allem wie er ihn selbst kennt aus Achtung vor der inneren Stimme des Gewissens. Und nach demselben Gesetz, nach welchem er sich selbst achtet, achtet er auch die anderen Menschen. Die Menschheit ist in seinen Augen heilig und aus dieser Quelle stammen seine Höflichkeit und Nachsicht, seine Leutseligkeit und Nächstenliebe. Von Lord Fitzgerald erzählt man, daß er sich auf seinen Reisen in Canada, wo er von Indianern begleitet wurde, durch den Anblick eines armen Indianerweibes verletzt gefühlt habe, das sich mühsam unter der Last von ihres Ehemannes Gepäck fortschleppte,

während er selbst als Häuptling daherwandelte, ohne etwas zu tragen. Der Lord befreite die Frau von ihrem Backen, indem er ihn auf seine eignen Schultern nahm und dadurch ein schönes Beispiel von dem gab, was die Franzosen politesse de coeur nennen und was dem echten Gentleman die angeborene Höflichkeit bedeutet.

Der Gentleman hat ein feines Ehrgefühl und vermeidet auf's Gewissenhafteste jede niedrige Handlungsweise; er legt einen hohen Maßstab an jedes Wort und jede That. Er handelt nicht zweideutig oder treulos, ränkevoll oder hinterhältig, er ist ehrenhaft, aufrichtig und geradeaus. Rechtlichkeit ist ihm Gesetz; sein Ja ist unumstößlich und er hat den Muth zur richtigen Zeit Nein zu sagen. Er ist unbestechlich; denn nur niedriggesinnte und grundlos Leute verkaufen sich. Als der biedere Jonas Hanway Commissionär des Proviantamts war, nahm er von keinem Lieferanten irgend ein Geschenk an, um nicht irgendwie von der strengsten Pflichterfüllung abgelenkt zu werden. Ein ähnlicher schöner Zug aus dem Leben des Herzogs von Wellington ist der Erinnerung werth. Bald nach der Schlacht von Assaye machte ihm eines Morgens der Premier-Minister des Hofes von Hyderabad seine Aufwartung, um heimlich festzustellen, welches das Ländergebiet und die Vortheile wären, die seinem Herrn in dem Friedensvertrag zwischen den Fürsten der Mahratten und den Nizam's vorbehalten blieben. Für die Auskunft bot der Minister dem General eine hohe Summe beträchtlich mehr als 100,000 Pfund Sterling. Wellington sah ihn ruhig einige Secunden an und fragte darauf: „Es scheint also, daß Sie ein Geheimniß bewahren können.“ „Das versteht sich!“ erwiderte der Minister. „Nun! das kann ich auch“, sagte der englische General und nöthigte den Minister durch eine lächelnde Verbeugung das Zimmer

zu verlassen. Es gereicht Wellington sehr zur Ehre, daß er trotz seiner beständigen Erfolge in Indien und der Möglichkeit sich auf diese Weise außergewöhnliche Reichthümer zu verschaffen, sein Vermögen nicht um einen Heller vergrößerte, sondern als ziemlich unbemittelter Mann nach England zurückkehrte.

Eine ähnliche hochherzige Empfindlichkeit kennzeichnete seinen edlen Verwandten, den Marquis von Wellesley, der einmal nach der Eroberung von Mysore ein ihm von den Direktoren der ostindischen Compagnie angebotenes Geschenk geradezu ausschlug. „Ich brauche nicht“, sagte er, „auf die Unabhängigkeit meines Charakters und die Würde meines Amtes hinzuweisen, außer diesen wichtigen Bedenken bewegen mich noch andere Gründe, diese mir nicht geziemende Auszeichnung abzulehnen. Ich denke dabei nur an unsere Armee. Es würde mir sehr leid thun den Pflichtantheil unserer tapferen Soldaten zu verkürzen.“ Und der Marquis beharrte bei diesem ablehnenden Beschluß.

Auch Napier zeigte diese edle Selbstverleugnung während seiner Laufbahn in Indien. Er wies alle kostbaren Geschenke von sich, welche ihm barbarische Fürsten bereitwillig zu Füßen legten und konnte mit Wahrheit sagen: „Seit ich nach Scinde kam, konnte ich gewiß 30,000 Pfund verdienen, aber noch sind meine Hände rein und unseres theuren Vaters Schwert, das ich in den beiden Schlachten von Meance und Hyderabad trug, blieb unbesleckt.“

Reichthümer und Rang stehen mit den Eigenschaften eines echten Gentleman in keiner nothwendigen Verbindung. Der arme Mann kann sowohl in Gedanken als Handlungen Gentleman sein und alle Eigenschaften desselben: Wahrheitsliebe, Rechtchaffenheit, Muth, Höflichkeit u. s. w. besitzen, und zwar steht der Arme, der ein reiches Gemüth hat in

jeder Beziehung höher, als der gemüthlose Reiche. Um mit den Worten des Apostel Paulus zu reden ist der erstere wie einer, „der da nichts hat und doch alle Dinge hat“, während der andere trotz aller Reichthümer arm ist. Der erste hofft alles und fürchtet nichts, bei dem letzteren ist es umgekehrt. Nur die armen Geistes sind, sind wirklich arm. Wer alles verloren, aber sich einen heiteren Muth, Hoffnung und tugendhafte Selbstachtung bewahrt hat, bleibt reich. Einem solchen ist die Welt gleichsam zum Pfande gegeben, denn da sein Geist die gröberen Sorgen derselben beherrscht, kann er als echter Gentleman ungebeugt einherwandeln.

Bürger's herrliches „Lied vom braven Mann“ zeigt uns den Gentleman in seiner ganzen Glorie und beruht auf einer wahren Begebenheit. Der Graf der darin vorkommt, hieß Spolverini.

Ebenso rührend ist das heldenmüthige Gebahren einiger Bootsleute aus Deal bei der Rettung der Mannschaft eines auf den dortigen Sandbänken am 11. Januar 1866 gestrandeten Kohlenschiffes. Ein plötzlicher Nordoststurm hatte verschiedene Schiffe von ihren Anfern fortgerissen und da es gerade zur Zeit der tiefsten Ebbe war, fuhr eines derselben in beträchtlicher Entfernung von der Küste auf den Grund und scheiterte, und die See überfluthete es gänzlich. Es war keine Spur von Hoffnung für das Schiff vorhanden. Es war durchaus kein Berggeld zu holen und es konnte also nichts die auf der Küste befindlichen Schiffer locken, ihr eigenes Leben für die Rettung des Schiffes und der Mannschaft auf's Spiel zu setzen. Aber doch fehlte es in diesem kritischen Augenblicke nicht an der unverzagten Kühnheit der Dealer Bootsleute. Kaum war die Brigg auf den Grund gefahren, als einer der vielen am Ufer Versammelten, mit Namen Simon Pritchard, seinen Rock abwarf und ausrief:

„Wer will es mit mir versuchen, die Mannschaft zu retten.“ Sofort sprangen zwanzig Leute vor: „Ich will“ und „Ich.“ Doch waren nur sieben nöthig und diese ließen ein Boot rasch in die Brandung hinaus, sprangen hinein und peitschten unter den aufmunternden Zurufen der Menge durch die Wogen. Es schien wie ein Wunder, daß das Boot bei solcher See nicht unterging; aber, durch die starken Arme dieser Tapfern dahingetrieben, erreichte es in wenigen Augenblicken das gestrandete Schiff, in einem Moment als es nicht von den Wogen überfluthet wurde, und in weniger als einer Viertelstunde befanden sich die sechs Matrosen der Besatzung des Kohlenschiffs sicher auf dem Lande. Ein edleres Beispiel unbezwinglichen und uneigennütigen Heldenthums seitens der durch ihre Kühnheit berühmten Schiffer von Deal giebt es wohl nicht, und wir freuen uns es hiermit der Nachwelt zu überliefern.

Herr Turnbull erzählt in seinem Werk über Oesterreich eine Anekdote vom verstorbenen Kaiser Franz, um zu zeigen, wie die Regierung jenes Landes ihre Macht über das Volk den persönlichen Eigenschaften seiner Fürsten verdankt. „Als die Cholera in Wien wüthete, spazierte der Kaiser mit einem Adjutanten durch die Straßen der Stadt und der Vorstädte, als ein Leichnam auf einer Bahre vorbeigetragen wurde, ohne daß irgend jemand ihm das Trauergelächte gab. Dieser ungewöhnliche Umstand lenkte des Kaisers Aufmerksamkeit auf sich und er erfuhr auf seine Anfrage, daß es ein Armer war, der an der Cholera gestorben, und dem seine Verwandten deshalb nicht zu Grabe zu folgen wagten, weil man das damals für sehr gefährlich hielt. „Dann müssen wir ihre Stelle vertreten“, sagte der Kaiser Franz, „denn es sollte auch der Ärmste aus meinem Volke nicht ohne dieses letzte Zeichen der Achtung zu Grabe getragen werden.“

Sprach's und folgte der Leiche auf den entfernten Friedhof, wo er entblößten Hauptes die ganze Ceremonie andächtig bis zu Ende mitmachte.

Dieser guten Geschichte, welche die Eigenschaften des Gentleman's veranschaulicht, können wir eine ebenso schöne von zwei englischen Erdarbeitern in Paris zur Seite setzen, die vor einigen Jahren im Morgenblatt einer Zeitung stand. Eines Tages sah man eine Bahre, auf der sich eine Leiche in einem Sarge aus Pappelholz befand, die steile Rue de Elichy nach dem Kirchhof Montmartre hinaustragen. Keine Seele folgte ihr. Es war ein trüber, regnerischer Tag; die Vorübergehenden lüfteten, wie es bei Leichenbegängnissen üblich ist, den Hut, aber das war auch alles. Endlich kam sie an zwei englischen Erdarbeitern vorbei, welche sich auf ihrem Wege von Spanien in die Heimath in Paris aufhielten. Das Herz klopfte ihnen unter ihrer schlechten Jacke auf dem rechten Flecke. „Der arme Kerl!“ sagte der eine zum andern, „es folgt ihm niemand; wollen wir es thun!“ Beide entblößten ihr Haupt und wandelten hinter der Leiche eines Unbekannten her auf den Kirchhof Montmartre.

Vor allem ist der Gentleman wahrhaft. Er empfindet es, daß die Wahrheit das Höchste, die Seele der Rechtsschaffenheit in allen menschlichen Dingen ist. Lord Chesterfield erklärte, daß die Wahrheit den Menschen erst zum Gentleman mache. Wellington sagt in einer Korrespondenz mit dem Marschall Kellermann, seinem damaligen Gegner im spanischen Kriege, über die Freiheiten, die man Kriegsgefangenen auf ihr Ehrenwort gewähren kann, daß ein englischer Offizier vor allen Dingen auf seinen Muth, dann aber auf seine Wahrhaftigkeit stolz sei. „Wenn ein englischer Offizier sein Ehrenwort darauf gegeben hat nicht zu fliehen, so können

Sie sich darauf verlassen, daß er es nicht brechen wird. Sie können es mir glauben, daß Sie sich auf sein Wort verlassen können, es bietet Ihnen eine größere Sicherheit, als irgendwelche Wachen.“

Echter Muth ist stets mit Milde gepaart. Der Tapfere ist stets großmüthig und nachsichtig, nie unverföhnlich oder gar grausam. Der Kapitän Parry, Sir John Franklin's Freund, sagt von diesem sehr schön, daß er ein Mann sei, „der sich vor keiner Gefahr fürchte, aber von einer Weichheit der Empfindung, daß er nicht einmal einer Fliege etwas zu leide thun könne.“ Einen schönen Zug echter Milde, der eines Bayard würdig war, zeigte ein französischer Offizier im Cavalleriegefecht von El Bodon in Spanien. Er hatte seinen Degen gegen den General Harvey gezückt, als er aber bemerkte, daß sein Gegner nur einen Arm hatte, hielt er sofort inne, salutirte ihn in der üblichen Weise und ritt vorüber. Auch vom Marschall Ney kann aus demselben spanischen Kriege eine edle Handlung der Milde erzählt werden. Charles Napier wurde bei Corunna schwer verwundet und zum Gefangenen gemacht, und die Seinigen in England wußten nicht, ob er noch am Leben sei. Es wurde also ein eigener Bote auf einer Fregatte ausgesandt, um sich über sein Schicksal Sicherheit zu verschaffen. Baron Clouet empfing den Parlamentarier und setzte Ney von der Ankunft desselben in Kenntniß. „Der Gefangene kann seine Freunde sehen“, sagte Ney, „und ihnen sagen, daß er gesund ist und gut behandelt wird.“ Clouet zögerte noch und Ney fragte ihn lächelnd: „ob er noch etwas wünsche?“ „Er hat eine alte Mutter, die Wittve und blind ist.“ „Wirklich? dann lassen sie ihn sich selbst zu ihr begeben, um ihr mitzutheilen, daß er am Leben ist.“ Da damals die Auswechslung von Gefangenen nicht gestattet war, wußte Ney,

daß er sich durch Freigebung des jungen Offiziers der Ungnade des Kaisers aussetzte; aber Napoleon billigte seine großmüthige Handlungsweise.

Obwohl man gelegentlich darüber jammern hört, daß der Geist der Ritterlichkeit verschwunden ist, hat unsere Zeit doch Thaten der Tapferkeit und Milde, heldenmüthiger Selbstverleugnung und Zartheit gesehen, die durch nichts in der Geschichte übertroffen werden. Die Ereignisse der neuesten Geschichte haben es bewiesen, daß unsere Landleute kein entartetes Geschlecht sind. In den nassen Laufgräben, auf der rauhen Hochebene von Sebastopol haben Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft in einjähriger Belagerung sich des Charakters ihrer Väter würdig erwiesen, aber am hellsten erglänzten diese Eigenschaften unserer Landsleute in der großen Prüfungszeit in Indien. Keill's Marsch nach Cawnpore, der Havelock's nach Lucknow, wo Offiziere und Gemeine gleichmäßig durch die Hoffnung angetrieben wurden, Weiber und Kinder zu befreien, sind Ereignisse, denen in der ganzen Geschichte der Ritterlichkeit nichts gleich kommt. Outram's Betragen gegen Havelock, dem er, seinem Untergebenen, die Ehre des Angriffs auf Lucknow überließ, war ein Sydney's würdiger Zug und rechtfertigt schon allein seinen Titel „Bayard von Indien.“ Der Tod des tapfern und milden Henry Lawrence, dessen letzten Worte waren: „Machen Sie keine Umstände mit mir, sondern begraben Sie mich mit den Gemeinen zusammen!“; die ängstliche Sorge Colin Campbell's, die Belagerten von Lucknow zu befreien und den langen Zug Weiber und Kinder bei Nacht sicher nach Cawnpore zu führen, wo er inmitten des fast überwältigenden Angriffs des Feindes ankam, die Sorgfalt, mit der er über die gefährliche Brücke zog, seine unermüdliche Pflichttreue, bis er den kostbaren Schatz in Sicherheit auf

den Weg nach Allahabad gebracht hatte und das darauf folgende, blitzartige Losschlagen auf die Heeresmacht von Gwalior: alles das macht uns auf unsere Landsleute stolz und befeelt uns mit der Ueberzeugung, daß das ritterliche Wesen in seiner edelsten und reinsten Gluth nicht erstorben ist, sondern noch thatkräftig unter uns lebt.

Auch die gemeinen Soldaten erwiesen sich in ihren Prüfungen als Gentlemen. In Agra, wo so viele arme Bursche verbrannt und verwundet in die Festung gebracht wurden, um von zarten Frauenhänden gepflegt zu werden, wurden diese rauhen Krieger sanft wie Kinder. Während ihrer wochenlangen Pflege sprach keiner von ihnen ein Wort, welches das empfindlichste Ohr hätte verletzen können und als alles vorüber war, als die tödtlich Verwundeten gestorben, die Kranken und Verstümmelten so weit geheilt waren, um ihre Dankbarkeit an den Tag legen zu können, luden sie ihre Pflegerinnen und die Honoratioren von Agra zu einem Fest in den herrlichen Garten des Taj ein, wo die rauhen, durch Wunden verstümmelten Veteranen ihren zarten Landsmänninnen für Kleidung, Nahrung und alle Dienstleistungen, die sie während der Zeit ihrer argen Bedrängniß empfangen hatten, ihren Dank abstatteten. Auch in den Spitälern von Scutari segneten zahlreiche Verwundete und Kranke die Menschlichkeit der englischen Pflegerinnen und es giebt nichts Edleres, als den Gedanken daran, wie so mancher durch Schmerzen des Schlafs beraubte arme Dulder den Schatten Niß Nightingale's segnete, wenn er während einer durchwachten Nacht auf sein Krankenlager fiel.

Die Geschichte des Schiffbruchs des Birkenhead an der afrikanischen Küste am 27. Februar 1852 giebt ein anderes Beispiel des ritterlichen Sinnes, der unter gewöhnlichen Leuten in unserem neunzehnten Jahrhundert zur Geltung

kam, so daß ein jedes Zeitalter auf denselben stolz sein könnte. Das Schiff dampfte mit 472 Mann und 166 Weibern und Kindern an Bord die afrikaniſche Küſte entlang. Die Mannſchaften gehörten verſchiedenen Regimentern an, die meiſtens am Cap ſtanden, und beſtanden meiſt aus Rekruten, die erſt kurze Zeit im Dienſte waren. Um zwei Uhr morgens, als alles im untern Schiffsraum ſchlieſ, ſtieß das Schiff heftig auf eine verborgene Klippe auf, und ſchlug ſich den Boden ein; man merkte ſofort, daß es ſinken müſſe. Der Schall der Trommel rief die Soldaten auf das Oberdeck unter Waffen; ſie zogen wie zur Parade auf. Es wurde die Parole ausgegeben, „Weiber und Kinder retten“ und die hilfloſen Weſen wurden, meiſt unangekleidet, auf Deck und in aller Stille in die Boote gebracht. Als ſie alle vom Schiff abgeſtoßen waren, ließ der Befehlshaber unbedachter Weiſe das Commando erſchallen: „Wer ſchwimmen kann, ſpringe über Bord und ſuche die Boote zu erreichen!“ Aber Hauptmann Bright vom 91. Regiment Hochſchotten erwiderte: „Nein, denn wenn das geſchieht, müſſen die Boote mit den Frauen zum ſinken kommen“, und die braven Leute ſtanden, ohne ſich zu rühren. Es blieb kein Boot, keine Hoffnung auf Rettung übrig; aber kein Herz erbebte, niemand wankte vor der Pflicht zurück in jenem Augenblick der Prüfung. „Nicht ein Murren, kein Schrei wurde unter ihnen gehört“, ſagte Bright, der am Leben blieb, „bis das Schiff den Gnadenstoß erhielt.“ Als es unterſank, ſank auch die Heldenschaar und feuerte eine Freudenſalve ab, während ſie von den Wogen verſchlungen wurde. Ehre und Ruhm den edlen Tapfern! Das Beiſpiel ſolcher Männer ſtirbt nie, ſondern lebt ewig, wie ihr Gedächtniß.

Es giebt viele Merkmale für einen Gentleman; aber

eins ist vor andern untrüglich, nämlich die Art, wie er seine Macht über seine Untergebenen ausübt, wie er sich gegen Frauen und Kinder beträgt, wie ein Offizier z. B. seine Soldaten, ein Herr seine Diener, ein Lehrer seine Zöglinge, und ein Mensch in beliebiger Stellung diejenigen behandelt, die schwächer sind als er. Die Besonnenheit, Rücksicht und Güte, mit denen die Macht in solchen Fällen gehandhabt wird, sind als die endgiltige Probe des Charakters des Gentlemans anzusehen. Als der blinde La Motte eines Tages durch eine Menge ging, trat er zufällig einem jungen Menschen auf den Fuß, der ihn sofort in's Gesicht schlug. „Mein Herr!“ sagte La Motte „Ihre That wird Ihnen gewiß leid thun, wenn Sie erfahren, daß ich blind bin.“ Wer gegen diejenigen, die nicht in der Lage sind ihm Widerstand zu leisten, tobt, oder Schwache und Hilfslose tyrannisirt, ist ein eingebildeter Narr, der wohl seine Manieren nachahmen kann, aber weder ein echter Mann, noch ein Gentleman ist. Man hat gesagt der Tyrann sei nur ein nach außen gefehrter Sklave, denn die Stärke und das Bewußtsein der Stärke verleiht dem Menschen, der das Herz auf dem richtigen Fleck hat, den Edelmuth, der sich nur mit Vorsicht seiner Macht bedient; denn

„ausgezeichnet ist's

Des Riesen Kraft besitzen; aber ein Tyrann

Wer sie als Riese braucht.“

Die Milde ist wirklich der beste Prüfstein des Wesens eines Gentleman. Rücksichtnahme auf die Empfindungen anderer, auf Gleichgestellte sowohl, als auf Menschen, die ihm untergeben oder von ihm abhängig sind, wird das ganze Betragen des wahren Gentleman durchdringen. Er wird lieber selbst eine kleine Unbill ertragen, als durch lieblose Auffassung des Betragens eines andern es auf sich nehmen ein großes Unrecht zu begehen. Rücksichtig gegen die

Schwächen, Mißgriffe und Fehler anderer, die nicht in so günstigen Lebensverhältnissen stehen, als er selbst, wird er selbst mit Thieren barmherzig umgehen; sich nicht seines Reichthums, seiner Stärke oder seiner Gaben rühmen, nicht durch das Glück aufgebläht, oder durch das Unglück ungebührlich niedergebeugt werden, seine Ansichten keinem andern aufdrängen, aber sie doch mit Freimuth äußern, wenn die Gelegenheit es verlangt und niemandem Gunstbezeugungen mit der Miene eines Gönners erweisen. Walter Scott sagte einmal von Lord Lothian: „Von ihm kann man eine Gunst annehmen, und das heißt heutzutage viel.“

Lord Chatham hat es ausgesprochen, daß der Gentleman sich dadurch kennzeichnet, daß er sich selbst in kleinen Vorkommnissen des Tages hinter die andern zurückstellt. Um dieses Vorherrschen des Geistes der Rücksicht in einem edlen Charakter zu veranschaulichen, sei es uns gestattet eine Anekdote von dem Sterbelager des wackern Generals Abercromby zu erzählen. Er wurde in der Schlacht von Aboukir tödtlich verwundet, auf einer Trage an Bord des „Foudroyant“ gebracht und ihm zur Erleichterung seiner Schmerzen eine Soldatendecke unter das Haupt geschoben, was ihm sehr wohl that. Als er danach fragte, was ihm so gut bekomme und zur Antwort erhielt, es sei nur eine Soldatendecke, da richtete er sich auf, so weit er konnte, und fragte: „Wessen Decke ist es?“ „Nur eines der Mannschaften.“ „Ich will den Namen des Mannes wissen, dem sie gehört,“ und als er den Namen des Gemeinen erfuhr, ertheilte er den gemessenen Befehl, daß sie ihm zur Nacht sofort wieder zugestellt werde. Selbst um sich den Todeskampf zu erleichtern, wollte der sterbende Feldherr den Mann nicht einmal auf eine Nacht seiner Decke berauben. Das ist in seiner Art eben so schön, wie daß der sterbende Sydney

auf dem Schlachtfeld von Zutphen dem gemeinen Soldaten seinen eigenen Trunk Wasser reichte.

Der geistreiche, alte Schriftsteller Fuller faßt den Charakter des echten, thatkräftigen Gentleman in dem Bilde, das er von dem großen Admiral Franz Drake entwirft, mit ein paar Worten zusammen, wenn er schreibt: „Keusch in seinem Leben, gerecht in seinen Thaten, treu seinem Worte, mild gegen seine Untergebenen, ein abgesagter Feind des Müßigganges; zumal in Sachen von Bedeutung war er nicht gewohnt sich auch nur auf die Zuverlässigsten und Befähigtesten zu verlassen, sondern pflegte stets ohne Rücksicht auf Gefahr und Mühe in eigener Person bei jeder Gelegenheit der erste zu sein, wo es nur immer galt Muth, Gewandtheit oder Fleiß anzuwenden.“

